

Katharina Knüttel, Milena Prekodravac

## Migration – Mobilität – Geschlecht. Tagung der Freiburger GeschlechterStudien (FGS) und des Zentrums für Anthropologie und Gender Studies (ZAG) 16.–19. Februar 2011 in Freiburg

### Zusammenfassung

Die Veranstaltungsreihe „Migration – Mobilität – Geschlecht“ der Freiburger GeschlechterStudien schloss im Wintersemester vom 16.–18. Februar mit einer Tagung im Carl-Schurz-Haus/Deutsch-Amerikanisches Institut e. V. in Freiburg.

Thematischer Schwerpunkt waren theoretisch-konzeptionelle und empirische Ansätze aus der Perspektive der Postcolonial Studies, die sich mit der Diskursivierung der Begriffe Migration, Mobilität und Geschlecht im Spannungsfeld zwischen emanzipatorischem Potenzial und Instrumenten der Unterdrückung beschäftigten. Vorträge und Diskussionen zeigten auf, dass die Verflechtung von Migration und Gender neue, nicht-statische wissenschaftliche Ansätze erfordert, um den Normalisierungspraktiken und Migrationspolitiken der Mehrheitsgesellschaft (selbst-)kritisch etwas entgegengesetzt zu können.

#### *Schlüsselwörter*

Postcolonial Studies, Migration, Mobilität, Geschlecht

### Summary

Migration – Mobility – Gender.  
Freiburg GenderStudies' Conference on February 16–18

This term's Freiburg GenderStudies' series of lectures on „Migration – Mobility – Gender“ concluded in an academic conference held from February 16–18 at the Carl-Schurz-Haus/Deutsch-Amerikanisches Institut e. V. in Freiburg/Germany.

The conference focused on theoretical and empirical approaches in postcolonial studies dealing with the terms migration, mobility and gender in public discourse and exploring their emancipatory potential as well as their function as instruments of oppression.

The articles and discussions showed that the interdependence of migration and gender requires non-static research approaches to (self-)critically counter the normalization practices and migration policies of the majority society.

#### *Keywords*

Postcolonial Studies, Migration, Mobility, Gender

Wie können wir emanzipativ in den Diskurs über die soziale Ungleichheit strukturierenden Dimensionen „Migration – Mobilität – Geschlecht“ intervenieren? Welche Begriffe sollten wir dabei verwenden? Wie wird dies in empirischer Forschung umgesetzt, welche Perspektiven eröffnen sich und inwiefern verschränken sich die genannten Dimensionen?

Mit diesen und anderen Fragen beschäftigten sich die WissenschaftlerInnen bei der Freiburger Tagung, wobei als gemeinsamer Ausgangspunkt der anregenden und angelegten Diskussionen Überlegungen der Postcolonial Studies, insbesondere mit Bezug auf Spivak, fungierten und Perspektiven einer kritischen Forschung eröffnet wurden. Ambivalenzen zwischen Privilegiertheit und Marginalisierung, Konnotationen von Mo-

bilität und Immobilität sowie widersprüchliche Identitätskonstruktionen blieben keine unwägbareren, abstrakten Begriffe, sondern wurden szenisch, theoretisch und praktisch erfasst. Die Tagung knüpfte damit an aktuelle Debatten um Mobilität und Identität in sechs Vorträgen vor interessiertem Fachpublikum an.

Vor den Vorträgen und Diskussionen hatten die Veranstalterinnen zunächst als Auftakt zur Tanzveranstaltung „Moderne Nomaden“ in Kooperation mit der Tanzschule TIP – Schule für Tanz, Improvisation und Performance – in den Peterhofkeller eingeladen, ein in zweifacher Hinsicht gelungener Anfang: So bewies sich einerseits der von jeher hohe interdisziplinäre Anspruch der Gender und Postcolonial Studies als anschlussfähig für künstlerische Disziplinen auch außerhalb akademischer Fachdiskussionen. Andererseits lassen sich, wie Tanzphilosophin *Mónica Alarcón* einleitend bemerkte, gerade Tanzensembles in ihrer Zusammensetzung als Prototypen der hyper- und transnationalen sozialen Welt begreifen – die Tanzveranstaltung bildete damit ein anschauliches Praxisbeispiel für die Themen der Fachvorträge. Erschwerte identitäre und kulturelle Grenzziehungen, die Konfiguration sozialer Räume, Interaktionsmöglichkeiten und die Veruneindeutigung der Kommunikation transkultureller Subjekte wurden vor der Kulisse des historischen Peterhofkellers im körperlichen, tänzerischen Ausdruck erfahrbar.

Nach der Begrüßung durch *Friederike Schulte* vom Carl-Schurz-Haus/Deutsch-Amerikanisches Institut e. V. und *Antonia Ingelfinger* für die Freiburger Geschlechter-Studien startete der erste Tag des Symposiums, der den theoretischen und konzeptionellen Grundlagen der Dimensionen Migration, Mobilität und Geschlecht aus postkolonialer Perspektive gewidmet war.

*Miriam Nandi* griff im ersten Vortrag eine provokante Frage auf: Wie kann Ausgrenzung in postkolonialen Gesellschaften thematisiert werden, ohne dabei rassistische Plattitüden zu bedienen? Postkoloniales Denken zeichnet sich durch die Absage an die Unschuld von Kunst und Literatur aus – und damit auch durch die Absage an die eigene Unschuld, was zu einer beständigen und hohen Selbstreflexivität und Selbstkritik führt. Dazu gehört (1) die Thematisierung der starken Verallgemeinerungen unter dem Label „Postcolonial Studies“ – sollte die Betrachtung von Indien, Kuba, Kenia etc. unter einem gemeinsamen „theoretischen Etikett“ laufen? Zudem rücken (2) Widerstand und Subversion gegen die ehemaligen „Kolonialherren“ in den Vordergrund des Denkens, sodass eine eurozentristische Referenz darauf nicht von der Hand zu weisen ist. Auch die Entwicklung der Theorien findet (3) nicht vorrangig durch Institutionen oder AkteurInnen der postkolonialen Gesellschaften statt. Hauptsächlich in den USA und mit eindeutiger Privilegierung anglo- und frankophoner Literatur vorangetrieben sind postkoloniale Theorien so gewissermaßen selbst neokolonial. Der letzte Punkt (4) postkolonialer Selbstkritik trifft das Kernthema des Vortrags: Ausgrenzung *innerhalb* der ehemaligen Kolonialstaaten würde verharmlost. Eine mögliche Lösung könnte sein, mit Spivaks Konzept der „Übersetzung“ (translation) weiterzudenken, das durch „Verschiebung“ von Inhalten mittels verfremdender Übersetzungen bewusster politischer Akt sein kann. Nandis Vorschlag hierzu ist, auch die geografisch migrierten Subjekte als „kulturell übersetzend“ zu denken und so eine Gegenbewegung zum Integrationsbegriff zu leisten, die dem Verfall in neokoloniale Stereotype Vorschub leisten kann.

*Mariam Popal*, die sich kritisch mit dem Migrationsbegriff in postkolonialem Denken auseinandersetzt, verwies in ihrem Vortrag auf die ungebrochene Bedeutung von

„Rasse“, die weiterhin wichtigste Säule des imperialistischen neoliberalen Systems ist und darüber entscheidet, welche Körper als schützenswert gelten und welche nicht. Ihre Argumentation gründet einerseits auf der Erkenntnis der Critical Whiteness Studies, dass alle Subjektpositionen von Rassifizierungen durchzogen sind, auch wenn Weißsein als normalisierte Position unsichtbar ist; und andererseits auf einem Verständnis von Migration und Mobilität als Mythen im Sinne von Barthes: als entpolitisierte Aussagen, die als neutralisierende, „unschuldige“ Metasprachen erscheinen. Gerade diejenigen sprechen über Migration und Mobilität, die mobil *sind* und migrieren *können*. Als Konsequenz schlug Popal einen Bruch mit der normalisierenden und mythischen Begrifflichkeit vor, indem stattdessen die Begriffe Dismigration und Dismobilität zum forschenden Bezugspunkt gemacht werden sollen. Um die Verwobenheit mit „Gender“ darzustellen, ließe sich wiederum Spivaks Übersetzungsbegriff heranziehen. Dieser würde Fragen ermöglichen wie „Wie wird ‚gender‘ in NGO-Trainingsdiskurse *übersetzt*?“ und könnte damit einem westlichen „Firmenfeminismus“ und der Instrumentalisierung feministischer Forderungen gegen repressive Geschlechterregime zur Kriegslegitimierung, wie zum Beispiel in Afghanistan, etwas entgegensetzen.

Im letzten Vortrag des Tages begründete *María Do Mar Castro Varela* das methodische Unterfangen einer kritischen Repräsentationsanalyse vor dem Hintergrund postkolonialen Denkens und erinnerte zunächst an die Erkenntnis, dass Diskurse und Repräsentationen immer *materielle* Effekte haben. Im Forschungsfeld „Migration“ werden beständig neue Begriffe kreiert (Migrantin, Ausländerin, Zuwandererin usw.), wozu sich bildlich jeweils typische und entsprechend materiell wirksame Repräsentationen ausmachen lassen. Anschaulich ist dies in „typisch deutschen“ Darstellungen wie beispielsweise der von hinten fotografierten Frau mit Kopftuch, die sich mit entsprechend symbolisiertem Klassenhintergrund durch „Problemstadtteile“ bewegt, oder alternativ der „gut integrierten Türkin“ mit Büchern und Bildungsabschluss. In Spanien hingegen wird Migration oft durch Darstellungen gerade im überfüllten Boot ankommender und sich nicht der Fotografie erwehren könnender MigrantInnen verbildlicht. Kritische Repräsentationsanalyse widmet sich solchen Bildern, die innerhalb dominanter gesellschaftlicher Felder produziert und vermittelt werden. Bei der Analyse sollte (1) durch kritische Diskussionen und Selbsthinterfragung ein Dissens erhalten bleiben, (2) die *Verflechtung* der Geschichten und der Wirkmächtigkeit kolonialer Diskurse auf aktuelle soziale, politische und ökonomische Verhältnisse berücksichtigt werden und schließlich auch (3) ein politischer Anspruch gestellt werden: die Dekolonisierung mittels vorgängiger Sichtbarmachung sozialer Ungerechtigkeiten mit ihren globalen Dependenzien. Do Mar Castro Varela warnte damit vor einem methodologischen Nationalismus, der sich nur mit den MigrantInnen im eigenen Land ohne Berücksichtigung der globalen Verhältnisse beschäftigt.

In der von *Ursula Degener* moderierten Abenddiskussion waren sich die drei Referentinnen einig, dass perspektivisch für den deutschsprachigen Raum die Verknüpfung postkolonialer Theorie mit der spezifischen historischen Situation zum Postnationalsozialismus vielversprechend sei. Des Weiteren wurden mögliche Strategien der Subversion der gängigen Begrifflichkeiten thematisiert – hier sind heterogene Ansätze gefragt, die dem Spannungsfeld zwischen metropolitanen MigrantInnen und den Herausgerissenen, im Exil Lebenden, gerecht werden. Für eine stärkere Wirkmächtigkeit in der Sci-

entific Community einerseits und den Transfer in Politik und Lebenswelt andererseits bestand auf dem Podium und im Plenum Einigkeit, dass Theorie und Praxis nicht als Gegensätze gehandhabt werden sollten. Inspiriert von Spivak verspricht hier (neben den Positionen der strategischen Essentialisierung, der selbstreflexiven Haltung und des eigenen Verlernens von Privilegien) ihr Konzept der Institutional Agency Potenzial zur Weiterentwicklung für besagten Transfer.

Der zweite Tag des Symposiums stand im Zeichen der Anknüpfungspunkte der postkolonialen Theoriendebatte an konkrete empirische Untersuchungen dreier Wissenschaftlerinnen.

*Wiebke Waburg* widmete sich den meist unumstrittenen Hypothesen der Schulforschung, konkret der Geschlechterdifferenz bei SchülerInnen mit und ohne Migrationshintergrund. Die Indikatoren des schulischen Misserfolgs von Jungen und Mädchen mit Migrationshintergrund – Zahl der jeweiligen Schulabschlüsse, Ausbildungsbeteiligung und Klassenwiederholung – werden nur zum Teil durch Statistiken bestätigt, und so bleibt den (meist einheimischen) Forschenden der Blick für die Geschlechterunterschiede der Jugendlichen ohne Migrationshintergrund verwehrt. Ethnisierung, Betroffenheit, Tabuisierung und entsituiertes Sprechen sind meist die Folge. Die Forderung nach selbstreflexiven migrations- und geschlechtertheoretischen Forschungen könne sich demnach nur durch eine neue Forschungsethik umsetzen lassen, die intersektionale Öffnung und Selbstreflexivität umfasse und sich praktisch in Maßnahmen wie interkulturellen gemischt-geschlechtlichen Teams, Supervision und besseren Übersetzungen manifestiere.

*Jana Häberlein* setzte sich, ausgehend von bekannten Bildern schweizerischer Wahlwerbung und Gerichtsakten, mit der Diskursivität des schweizerischen Ausschaffungsgesetzes und der damit einhergehenden Negation des Gleichheitsansatzes auseinander. Die zentrale Frage lautete: „Wie interagieren diskursive, rechtliche und administrative Felder und (re-)produzieren die Vorstellung einer normalen vs. einer Umgehungssehe?“ Mit dem Eheverbot für Sans-Papiers und schweizerische StaatsbürgerInnen verschärfte die Schweiz abermals ihre repressive Migrationspolitik. Die Etablierung einer fundamentalen Differenz vollzieht sich aber nicht nur zwischen In-/AusländerInnen, sondern ebenfalls entlang der Dimensionen Klasse und Geschlecht. So werden Ehen zwischen älteren Schweizerinnen und jüngeren Drittstaatlern de facto unter Verdacht gestellt, sogenannte Schein- bzw. Umgehungssehen zu sein, und unter Umständen auch nach Jahren de jure infrage gestellt. Häberlein zeigt, wie Rassismus, Klassismus und Sexismus Symbolpolitiken über moralische Urteile von BeamtInnen in die Gerichtssäle rückkoppeln und damit das Messen mit zweierlei Maß gravierende Folgen für die Betroffenen hat.

Die Ethnologin *Heike Drotbohm* stellte, ausgehend von ihrem Forschungsaufenthalt in den Jahren 2006–2008, das Konzept der transnationalen Mutterschaft zwischen den USA und Kap Verde vor. Die „Begrenzung geteilter Sorge“ manifestiert sich weniger in der Unterscheidung zwischen Männern und Frauen als vielmehr zwischen den Generationen und durch stabile, mit Frauen besetzte Haushaltsstrukturen. Am Beispiel feminisierter Migration wird deutlich, wie räumliche und zeitliche Distanzen zum Alltag gehören und Grenzüberschreitungen nicht als Bruch, sondern als Sicherung von Wohlstand gesehen werden (können). Die Global Care Chains bleiben aber auch hier

nicht konfliktfrei. Die meist nicht thematisierten Unsicherheiten wachsen angesichts stärker werdender Grenzen, neuer Beziehungen in der Diaspora, der Angst vor dem wirtschaftlichen Scheitern sowie der Immobilität der Pflegemutter.

Die Abschlussdiskussion mit der Moderation von *Karolin Heckmeyer* stand unter dem Zeichen empirischer Anknüpfungspunkte an die am ersten Tag formulierte Kritik postkolonialer Theorien. Wie werden die Begriffe Migration, Mobilität und Geschlecht in der Forschung verwendet? Welche Implikationen bergen sie und wie können sie überwunden werden?

Die Diskussion machte deutlich, dass Mobilität in verschiedenen Kontexten unterschiedlich konnotiert ist, wobei Migration negativ und Mobilität positiv besetzt bleibt. Ist Mobilität ein selbst gewähltes Merkmal zur Vervollständigung des eigenen Subjekts, stark geknüpft an die Erlangung von Anerkennung und im Kontrast zur passiven Immobilität, so bezeichnet Migration im deutschsprachigen Kontext ein auferlegtes Etikett, das unter Umständen über Generationen bestehen bleibt. Die Referentinnen brachten die Spannweite auf den Punkt: Das Beispiel der Kapverderinnen zeigt, dass das „permanente Mobilisieren von Mobilität“ als Ausprägung von Bedeutungen auf einem Versorgungsproblem gründet, in der Schulforschung findet eine „Migrantisierung“ statt und die Migrationspolitik der Schweiz fungiert als Hauptakteurin der Unterbindung sozialer und geografischer Mobilität. Gekoppelt an Geschlecht wird das „Othing“ institutionell intensiviert: Die Mehrheitsgesellschaft wertet ihre eigenen Geschlechterverhältnisse über das Fremde auf, Repression findet durch den Verdacht der Scheinehe einseitig gegen die Pluralisierung von Geschlechterarrangements statt und die transnationale, feminisierte Hausarbeit sieht sich gleich mehreren Herausforderungen gegenüber. Der Migrationsbegriff, so die Diskutantinnen, müsse langfristig durch einen angemessenen, die Wechselwirkung berücksichtigenden Begriff ersetzt werden, dessen Aktivierung schwierig ist. Die MigrantInnen stehen im deutschsprachigen Raum nicht nur für Projektionen, sondern auch für die Ablehnung von Pluralität. Eine Alternative böte die strategische Verwendung des Namens Minoritätengruppen.

Um gewaltförmige Diskurse der Normalisierung nicht zu reifizieren, müsse die Forschung partizipative Elemente mit einbringen. Übersetzung – hier in der Tat auch buchstäblich gemeint – erhält dann einen besonderen Stellenwert, wenn der Begriff Migration, einhergehend mit der Sichtbarmachung der Selbstinterpretation, ein politischer, aber kein statischer ist. Damit trifft die integrative Tagung jenen Nerv der Zeit, der jenseits von bloßen Idealen vor allem praktische Handlungsanweisungen für ForscherInnen an die Hand gibt, Perspektiven eröffnet und Ambivalenzen benennt, die auf eben diese Notwendigkeiten hinweisen.

Die Beiträge werden in diesem Jahr in der 25. Ausgabe der Zeitschrift der Freiburger GeschlechterStudien (FGS) erscheinen.

## Zu den Personen

*Katharina Knüttel*, Dipl.-Soz.Wiss., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ruhr-Universität Bochum. Arbeitsschwerpunkte: (Quantitative) Methoden empirischer Sozialforschung, soziologische Theorien, Gender Studies  
E-Mail: [katharina.knuettel@rub.de](mailto:katharina.knuettel@rub.de)

*Milena Prekodravac*, B.A., studiert Gender Studies und Sozialpsychologie/-anthropologie. Arbeitsschwerpunkte: Mikrosoziologie, Postkoloniale Theorien, (qualitative) Methoden empirischer Sozialforschung  
E-Mail: [milena.prekodravac@rub.de](mailto:milena.prekodravac@rub.de)